

SIMONE DE BEAUVOIR

Das andere Geschlecht

Sitte und Sexus der Frau*

ERSTES BUCH • FAKTEN UND MYTHEN

Einleitung

[...] Die Kategorie des »Anderen« ist ebenso alt wie das Bewußtsein selbst. In den primitivsten Gesellschaften, den ältesten Mythologien trifft man immer eine Zweiheit an, die aus dem Selbst und dem Andern besteht; diese Zweiheit ist zunächst nicht unter das Zeichen der Geschlechterteilung gestellt worden, sie folgt nicht aus irgendeiner empirischen Gegebenheit; das geht u. a. aus den Arbeiten von Granet über das chinesische Denken sowie aus denen von Dumézil über Indien und Rom hervor. Bei den Begriffspaaren Varuna–Mitra, Uranos–Zeus, Sonne–Mond, Tag und Nacht spielt zunächst kein weibliches Element eine Rolle, ebensowenig wie in der Gegenüberstellung von Gut und Böse, dem Prinzip des Heils und des Unheils, der Rechten und der Linken, Gottes und Luzifers; das Andere ist eine grundlegende Kategorie des menschlichen Denkens. Keine Gemeinschaft definiert sich jemals als das Eine, ohne sofort das Andere sich entgegenzusetzen. Es genügt, daß sich drei Reisende zufällig in einem Eisenbahnabteil zusammenfinden, damit alsbald alle übrigen Reisenden in undefinierbarer Weise feindliche »Andere« werden. Für den Dörfler sind alle

* Auszug aus: de Beauvoir, Simone: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag 1951, S. 9-12, S. 47-49, S. 161-163, S. 165, S. 217, S. 281-285, S. 720-721. Deutsche Übersetzung (Neuübersetzung) von Ulli Aumöller u. Grete Osterwald. Copyright © 1951 Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg; 1992 Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg (für NÜ). Originalausgabe: de Beauvoir, Simone: *Le Deuxième Sexe*, Paris 1949.

Leute, die nicht zu seinem Dorfe gehören, verdächtige »Andere«; dem Eingeborenen eines Landes erscheinen die Bewohner von Ländern, die nicht das seine sind, als »Fremde«; die Juden sind »anders« für die Antisemiten, die Schwarzen für den amerikanischen Verfechter des Rassegedankens, die Eingeborenen für die Kolonisatoren, die Proletarier für die besitzenden Klassen. Als abschließendes Ergebnis einer tief eindringenden Studie über die verschiedenen Vorstellungsbilder der primitiven Völkerschaften hat Lévi-Strauss festgestellt: »Der Übergang vom Naturzustand zum Kulturzustand läßt sich aus der Befähigung auf seiten des Menschen erkennen, die biologischen Beziehungen in Gegensatzsystemen zu denken: Zweifelt, Alternation, Gegensatz und Symmetrie, die sie sich unter bestimmten Formen vorstellen, wobei Übergangsformen nicht erklärungsbedürftige Phänomene, sondern unmittelbare Grundgegebenheiten der sozialen Wirklichkeit sind.« Diese Phänomene könnte man nicht begreifen, wenn die menschliche Wirklichkeit ausschließlich ein *Mitsein* wäre, das auf Solidarität und Freundschaft beruht. Sie erklären sich im Gegenteil, wenn man mit Hegel im Bewußtsein selbst eine grundlegend feindliche Haltung in bezug auf jedes andere Bewußtsein entdeckt; das Subjekt setzt sich nur, indem es sich entgegensetzt; es hat das Bedürfnis, sich als das Wesentliche zu bejahen und das Andere als das Unwesentliche, als Objekt zu setzen.

Nur setzt ihm das andere Bewußtsein einen gleichen Anspruch entgegen: auf Reisen stellt der Eingeborene mit Entrüstung fest, daß es in den Nachbarländern Eingeborene gibt, die ihn selbst als Fremden betrachten; unter Dörfern, Klans, Nationen, Klassen gibt es Kriege, Liebesmähler, Handelsabkommen, Verträge, Auseinandersetzungen, die die Idee des »Anderen« ihres absoluten Sinnes entkleiden und seine Relativität offenbaren; wohl oder übel sind Individuen und Gruppen gezwungen, die Wechselseitigkeit ihrer Beziehungen anzuerkennen. Wie kommt es, daß zwischen den Geschlechtern diese Wechselseitigkeit nicht hergestellt worden ist, daß der eine der beiden Begriffe sich als der allein wesentliche behauptet hat und mit Bezug auf seinen Gegenbegriff jede Relativität ablehnt, indem er diesen schlechthin als »das Andere« definiert? Warum fechten die Frauen die männliche Souveränität nicht an? Kein Subjekt setzt sich spontan und ohne weiteres als das Unwesentliche; nicht das Andere ist es, das dadurch, daß es sich selbst als solches anerkennt, das Eine definiert: es wird als das Andere von dem Einen gesetzt, das sich selbst als das Eine setzt. Damit sich aber die Umkehrung vom Einen zum Anderen nicht vollziehe, muß sich das Andere diesem fremden Gesichtspunkt unterwerfen. Woher kommt diese Unterwerfung in dem Falle der Frau?

Es gibt andere Fälle, wo es längere oder kürzere Zeit hindurch einer Kategorie gelungen ist, eine andere unbedingt zu beherrschen. Oft hat numerische Ungleichheit dies Übergewicht begünstigt: die Mehrheit zwingt ihr Gesetz der Minderheit auf, oder sie verfolgt sie. Aber die Frauen sind nicht wie die Schwar-

zen in Amerika oder die Juden eine Minderheit: es gibt ebenso viele Frauen auf der Erde wie Männer. Oft auch sind die beiden in Frage kommenden Gruppen zunächst selbständig gewesen: sie wußten ursprünglich nicht voneinander, oder aber jede erkannte die Autonomie der anderen an; es trat dann ein historisches Ereignis ein, welches die schwächere der stärkeren unterordnete: die jüdische Diaspora, die Einführung der Sklaverei in Amerika, die kolonialen Eroberungen sind zeitlich fixierbare Fakten. In diesen Fällen hat es für die Unterdrückten ein *Vorher* gegeben; sie haben eine Vergangenheit, eine Tradition, manchmal eine Religion, eine Kultur als gemeinsamen Besitz. In diesem Sinne wäre Bebel's Gleichsetzung der Frauen und des Proletariats bestens begründet: auch die Proletarier befinden sich nicht in zahlenmäßiger Unterlegenheit, noch haben sie jemals eine Gemeinschaft für sich dargestellt. Doch war es hier wenn auch nicht *ein* Ereignis, so doch eine historische Entwicklung, die ihre Existenz als Klasse erklärt und für die Anwesenheit gerade *dieser* Individuen in dieser Klasse verantwortlich ist. Es hat nicht immer Proletarier gegeben: es hat aber immer Frauen gegeben; sie sind Frauen auf Grund ihrer physiologischen Struktur; soweit man die Geschichte zurückverfolgt, sind sie immer dem Manne untergeordnet gewesen: ihre Abhängigkeit ist nicht die Folge einer Begebenheit oder einer Entwicklung, sie hat sich nicht ereignet. Zum Teil erscheint hier das Anderssein gerade deswegen als ein Absolutes, weil es nicht den zufälligen Charakter einer historischen Tatsache trägt. Eine Situation, die im Laufe der Zeit zustande gekommen ist, kann in einer anderen Zeit auch wieder hinfällig werden: die Schwarzen von Haiti, um nur ein Beispiel zu nennen, haben es bewiesen; andererseits sieht es jedoch so aus, als trotz einer naturgegebenen Lage jeder Veränderung. Tatsächlich ist jedoch die Natur ebensowenig eine starre Gegebenheit wie die historische Wirklichkeit. Wenn die Frau feststellen muß, daß sie das Unwesentliche ist, das niemals zum Wesentlichen wird, so kommt es daher, daß sie selbst diese Umkehrung nicht zuwegebringt. Die Proletarier sagen »wir«. Ebenso die Schwarzen. Indem sie sich selbst als Subjekt setzen, verwandeln sie die Bourgeois, die Weißen in die »Anderen«. Die Frauen sagen nicht »wir«, es sei denn auf gewissen Kongressen, die aber theoretische Kundgebungen bleiben; die Männer sagen »die Frauen«, und diese greifen die Worte auf, um sich selbst zu bezeichnen; aber sie setzen sich nicht eindeutig als Subjekt. Die Proletarier haben in Rußland Revolution gemacht, die Schwarzen in Haiti, die Indochinesen schlugen sich in Indochina: die Aktion der Frauen hat immer nur symbolischen Charakter gehabt, sie haben nur erreicht, was die Männer ihnen zugestanden haben; sie haben nichts genommen, sondern nur hingenommen. Das kommt daher, daß sie praktisch keine Möglichkeit haben, sich zu einer Einheit zu sammeln, die sich durch Gegensatz als solche setzen würde. Sie haben keine ihnen eigentümliche Vergangenheit, Geschichte, Religion; sie haben nicht wie die Prole-

tarier eine Arbeits- und Interessengemeinschaft; sie kennen nicht einmal das räumlich enge Miteinanderleben, das aus den Schwarzen Amerikas, den Juden im Getto, den Arbeitern von Saint-Denis oder denen der Renaultwerke eine Gemeinschaft macht. Sie leben verstreut unter den Männern, durch Wohnung, Arbeit, wirtschaftliche Interessen, soziale Stellung mit einzelnen von ihnen – Mann oder Vater – enger verbunden als mit den anderen Frauen. Als Frauen des Bürgertums sind sie solidarisch mit männlichen Bourgeois und nicht mit den Frauen des Proletariats, als Weiße mit den weißen Männern und nicht mit den schwarzen Frauen. Das Proletariat könnte sich vornehmen, die herrschende Klasse niederzumetzeln; ein fanatischer Jude oder Schwarzer könnte davon träumen, sich das Geheimnis der Atombombe zu verschaffen und eine völlig jüdische oder durchweg schwarze Menschheit zu verwirklichen: selbst im Traum denkt die Frau nicht daran, die Männer auszurotten. Das Band, das sie an ihre Unterdrücker fesselt, kann mit keinem anderen verglichen werden. Die Teilung in Geschlechter ist tatsächlich etwas biologisch Gegebenes, nicht ein Moment der Menschheitsgeschichte. Inmitten eines ursprünglichen *Mit-seins* hat ihre Gegensätzlichkeit sich abgezeichnet und es nicht durchbrochen. Das Paar ist eine Grundeinheit, deren beide Hälften aneinander geschmiedet sind; es ist nicht möglich, eine Spaltung der Gesellschaft nach Geschlechtern vorzunehmen. Das ist es, was von Grund auf die Frau charakterisiert: sie ist die Andere innerhalb eines Ganzen, in dem beide Extreme einander nötig haben. [...]

Erster Teil • Schicksal

I Biologische Voraussetzungen

[...] Man hat oft behaupten wollen, daß allein die Physiologie die Antwort auf die folgenden Fragen geben könnte: haben beide Geschlechter die gleichen individuellen Erfolgchancen? Welches spielt für die Gattung die wichtigere Rolle? Jedoch das erste dieser Probleme stellt sich keineswegs in gleicher Weise für die Frau und die anderen Weibchen, denn die Tiere sind eindeutig vorliegende Gattungen, von denen man feststehende Beschreibungen geben kann: es genügt, bestimmte Beobachtungen aufzuzeichnen, um zu entscheiden, ob die Stute ebenso schnell ist wie der Hengst, ob die männlichen Schimpansen auf Tests intelligenter reagieren als ihre Gefährtinnen, während die Menschheit unaufhörlich im Werden begriffen ist. Es hat materialistische Gelehrte gegeben, die das Problem in rein statischer Form haben aufstellen wollen; durchdrungen von der Idee des psychophysiologischen Parallelismus, haben sie versucht, mathematische Vergleiche zwischen männlichen und weiblichen Organismen zu ziehen: sie bildeten sich sogar dabei ein, daß diese Messungen unmittelbar die respektiven funktionellen Fähigkeiten definieren könnten.

Ich möchte hier ein Beispiel für die müßigen Diskussionen zitieren, zu denen diese Methode geführt hat. Da man voraussetzte, daß das Gehirn auf irgendeine geheimnisvolle Weise das Denken absonderte, schien es äußerst wichtig zu entscheiden, ob das Durchschnittsgewicht des weiblichen Schädelinhaltes geringer sei als das des männlichen. Man hat festgestellt, daß das erstere im Durchschnitt 1220 g und das letztere 1360 g beträgt, wobei das Gewicht des weiblichen Hirns zwischen 1000 g und 1500 g und des männlichen zwischen 1150 g und 1700 g schwankt. Doch kann das absolute Gewicht keine Bedeutung haben; man beschloß also, sich an das relative zu halten. Es stellte sich heraus, daß es 1 : 48,4 beim Manne und 1 : 44,2 bei der Frau beträgt. Sie wäre also im Vorteil. Nein. Man muß wiederum richtigstellen: bei derartigen Vergleichen kommt der kleinere Organismus immer besser weg; um beim Vergleiche von zwei Gruppen von Individuen in korrekter Weise vom Körpergewicht abzusehen, muß man das Gewicht der Hirnsubstanz durch die Potenz 0,56 des Körpergewichts teilen, wenn beide der gleichen Gattung angehören. Man nimmt an, daß Männer und Frauen zwei verschiedene Typen repräsentieren und kommt zu folgenden Resultaten:

$$\text{Für den Mann: } P \ 0,56 = 498 \quad \frac{1360}{498} = 2,73.$$

$$\text{Für die Frau: } P \ 0,56 = 446 \quad \frac{1220}{446} = 2,74.$$

Es kommt also auf das gleiche heraus. Was aber diesen sorgfältigen Untersuchungen viel von ihrem Interesse nimmt, ist, daß zwischen Hirngewicht und Entwicklung der Intelligenz keine Beziehung hergestellt werden können, ebensowenig wie man die chemischen Formeln der männlichen und weiblichen Hormone ins Psychische übersetzen kann. Wir selbst weisen aufs energischste die Idee eines psycho-physiologischen Parallelismus zurück; das ist eine Sehweise, deren Grundlagen seit langem und endgültig untergraben sind. Wenn ich sie hier anführe, so nur, weil sie, obwohl philosophisch und wissenschaftlich widerlegt, immer noch viele Geister beherrscht: selbst noch ältere Überzeugungen leben ja hier und da nach. Wir lehnen auch jedes Beziehungssystem ab, das eine *natürliche* Ordnung der Werte voraussetzt, z. B. eine Hierarchie auf Grund des Gedankens; es ist müßig, die Frage aufzuwerfen, ob der weibliche Körper infantiler ist als der des Mannes oder nicht, ob er sich mehr oder weniger dem der höheren Primaten annähert usw. Alle diese Betrachtungen, die einen vagen Naturalismus mit einer noch vageren Ethik oder Ästhetik verbinden, sind bloßes Geschwätz. Einzig unter einem menschlichen Gesichtspunkt kann man innerhalb der menschlichen Art Mann und Frau ver-

gleichen. Aber die Definition des Menschen ergibt, daß er nicht ein gegebenes Wesen ist, sondern eines, das sich zu dem macht, was es ist. Wie Merleau-Ponty sehr richtig bemerkt hat, ist der Mensch nicht eine natürliche Art, sondern eine historische Idee. Die Frau ist nicht eine starre Realität, sondern ein Werden; in ihrem Werden müßte man sie dem Manne gegenüberstellen, das heißt, man müßte ihre *Möglichkeiten* definieren: was so viele Diskussionen verfälscht ist, daß man sie auf das beschränken will, was sie war und was sie heute ist, anstatt dass man die Frage nach ihren Fähigkeiten stellt; Tatsache ist, daß Fähigkeiten sich erst überzeugend manifestieren, wenn sie verwirklicht worden sind: Tatsache aber ist auch, daß, wenn man ein Wesen betrachtet, das Transzendenz und Überwindung ist, man niemals eine Grenze ziehen kann.

Doch, wird man sagen, wenn in der Perspektive, die ich mir zu eigen mache — es ist diejenige von Heidegger, von Sartre, von Merleau-Ponty —, der Leib nicht eine *Sache* ist, so ist er doch eine Situation: er ist unser Mittel zur Erfassung der Welt, in dem unsere Projekte anlagemäßig enthalten sind. Die Frau ist schwächer als der Mann; sie besitzt weniger Muskelkraft, weniger rote Blutkörperchen, eine geringere Vitalkapazität; sie kann weniger schnell laufen, nicht so schwere Gewichte heben, es gibt fast keinen Sport, in dem sie sich neben dem Manne behaupten kann; sie ist ihm im Kampf nicht gewachsen. Zu dieser Schwäche kommen noch die Unausgeglichenheit, der Mangel an Beherrschung und die Anfälligkeit, von denen wir bereits sprachen. Ihre Erfassung der Welt ist also beschränkter; sie verfügt über weniger Festigkeit und Beharrlichkeit in den Projekten und ist zu ihrer Ausführung weniger befähigt. Das alles besagt, daß ihr individuelles Leben weniger reich ist als das des Mannes.

Tatsächlich lassen sich diese Fakten nicht bestreiten: aber sie haben an sich noch keine Bedeutung. Sobald wir die Dinge vom menschlichen Blickpunkt aus betrachten und den Körper von der Existenz aus definieren, wird die Biologie zu einer rein theoretischen Wissenschaft; sobald aber die physiologische Gegebenheit (z. B. muskelmäßige Unterlegenheit) eine Bedeutung bekommt, tritt diese sogleich in Abhängigkeit von einem weiteren Zusammenhang in Erscheinung; die »Schwäche« erscheint nur als solche im Lichte der Zwecke, die der Mensch sich setzt, der Werkzeuge, über die er verfügt, und der Gesetze, die er sich selber auferlegt. Wenn er die Welt nicht erfassen wollte, so hätte schon die Idee des *Erfassens* der Dinge keinen Sinn; wird bei dieser Erfassung nicht die volle Anwendung der Körperkraft verlangt, so verflüchtigen sich die Unterschiede vollends unterhalb eines Minimums ihrer Anwendung; dort, wo die Sitten die Gewalt verbieten, könnte man auf Muskelkraft keine Herrschaft begründen: es bedarf existentieller, ökonomischer und moralischer Bezüge, um den Begriff der *Schwäche* konkret zu umreißen. Man hat gesagt, daß das Menschengeschlecht eine Antiphysis sei; der Ausdruck ist nicht ganz genau, denn der Mensch kann nicht weglegnen, was tatsächlich gegeben ist; aber durch die Art,

wie er es hinnimmt, setzt er erst seine Wahrheit fest; die Natur enthält für ihn keine Wirklichkeit, insofern sie nicht durch seine eigene Tätigkeit aufgenommen ist: seine eigene Natur bildet dabei keine Ausnahme. Ebenso wenig wie die Erfassung der Welt durch die Frau kann man theoretisch die Aufgabe ermessen, die für sie die Gebärfunktion bedeutet: die Beziehung zwischen Mutterschaft und individuellem Dasein ist in der Tierwelt durch den Ablauf der Brunst und der Jahreszeiten von Natur aus geregelt; bei der Frau ist sie unbestimmt; nur die Gesellschaft kann darüber entscheiden; je nach der Zahl der Geburten, die diese verlangt, je nach den hygienischen Bedingungen, unter denen sich Schwangerschaft und Niederkunft abspielen, ist die Versklavung der Frau durch die Gattung mehr oder weniger drückend. Wenn man also sagen kann, daß bei den höheren Tieren die individuelle Existenz sich stärker beim Männchen als beim Weibchen durchsetzt, so hängen beim Menschen die »Möglichkeiten« von der wirtschaftlichen und sozialen Situation ab. [...]

Dritter Teil • Mythos

I Die Geschichte hat uns gezeigt, daß die Männer immer alle konkrete Gewalt in Besitz gehabt haben; seit den ältesten Zeiten des Patriarchats haben sie für nützlich befunden, die Frau in einem Zustand der Abhängigkeit zu halten; ihre Gesetze sind gegen die Frau aufgestellt worden; auf diese Weise ist sie praktisch zum *Anderen* geworden. Diese ihre Lage kam den wirtschaftlichen Interessen der männlichen Welt entgegen, aber sie paßte sich auch gut in ihre ontologischen und moralischen Präntentionen ein. Sobald das Subjekt sich zu bejahen sucht, braucht es doch das Andere, das es eingrenzt und verneint: nur durch diese Wirklichkeit, die es selber nicht ist, gelangt es zu sich selbst. Deshalb ist das Leben des Menschen niemals Erfüllung und Ruhe, sondern Mangel und Bewegung, deshalb ist es Kampf. Sich gegenüber sieht der Mensch die Natur; er übt seine Macht über sie aus, er versucht sie sich anzueignen. Doch er findet in ihr noch keine Befriedigung. Entweder verwirklicht sie sich nur als ein rein abstrakter Widerstand, als Hindernis, und bleibt fremd, oder sie gibt dem Verlangen des Menschen nach und läßt sich von ihm assimilieren; er besitzt sie nur, indem er sie verbraucht, also zerstört. In beiden Fällen bleibt er allein; er ist allein, wenn er einen Stein berührt, allein, wenn er eine Frucht verzehrt. Eine Gegenwart des Anderen besteht nur, wenn das Andere sich selber gegenwärtig ist: das heißt, das wahre Anderssein ist das eines von dem meinen getrennten und doch ihm gleichen Bewußtseins. Erst die Existenz der anderen Menschen reißt den Menschen aus seiner Immanenz und ermöglicht ihm, sein wahres Sein, sich selber als Transzendenz zu erfüllen, als Flucht in das Objekt, als Entwurf. Aber diese fremde Freiheit, die meine eigene Freiheit bestätigt, tritt auch

in einen Konflikt zu ihr: das ist die Tragödie des unglücklichen Bewußtseins; jedes Bewußtsein hat das Bestreben, sich selbst allein als souveränes Subjekt zu setzen. Jedes versucht, sich selbst zu vollenden, indem es das andere sich versklavt. Aber in Arbeit und Furcht empfindet sich auch der Sklave als wesentlich, und in einer dialektischen Umkehrung erscheint nunmehr der Herr als das Unwesentliche. Das Drama kann durch das freie Sicherkennen jedes Individuums im anderen überwunden werden, wobei jeder zugleich sich und den anderen als Objekt und Subjekt setzt in einem wechselseitigen Akt. Aber die Freundschaft, der Edelmüt, die in konkreter Form diese gegenseitige Anerkennung der Freiheiten verwirklichen, sind keine leichten Tugenden; sie stellen bestimmt sogar die höchste Vollendung des Menschen dar, und durch sie erst findet er in Wahrheit zu sich selbst; aber diese Wahrheit ist die eines unaufhörlich unternommenen und wieder aufgegebenen Kampfes; sie verlangt, daß der Mensch in jedem Augenblick über sich selber hinausgelangt. Man kann in einer anderen Ausdrucksweise auch sagen, daß der Mensch eine wahrhaft moralische Haltung erreicht, wenn er darauf verzichtet, zu *sein*, um seine Existenz auf sich zu nehmen; durch diese Umkehr entsagt er auch jedem Besitz, denn der Besitz ist ein Modus, nach dem Sein zu trachten; die Umkehr jedoch, durch die der Mensch die wahre Weisheit erlangt, ist niemals endgültig vollzogen, sie muß immer wieder von neuem vollzogen werden, sie erfordert eine unaufhörliche Spannung, so daß der Mensch, der unfähig ist, sich in Einsamkeit zu vollenden, in seinen Beziehungen zu seinesgleichen stets von Gefahr umgeben ist: sein Leben ist ein schwieriges Unterfangen, dessen Gelingen niemals gesichert ist.

Doch der Mensch liebt die Schwierigkeit nicht; er fürchtet sich vor der Gefahr. Mit sich selber im Widerspruch, strebt er gleichzeitig nach Leben und Ruhe, nach Existenz und Sein; er weiß wohl, daß die »Unruhe des Geistes« der Preis für seine Entwicklung ist und seine Entfernung vom Objekt der Preis für seine Gegenwart bei sich selbst; aber er träumt von Ruhe in der Unruhe und von einer dichten Fülle, in der dennoch sein Bewußtsein Raum zum Wohnen hat. Die Gestaltwerdung dieses Traums ist nun eben die Frau; sie ist das ersehnte Mittlere zwischen der dem Menschen fremden Natur und einem Gleichen, das ihm selbst allzu identisch wäre. »Die Frau ist nicht eine unnütze Wiederholung des Mannes, sondern der entrückte Ort, an dem sich die lebendige Verbindung des Menschen mit der Natur vollzieht. Wenn sie verschwände, so wären die Männer allein, wie Fremde ohne Reisepaß in einer eisigen Welt. Sie ist die Erde selbst, auf die Höhe des Lebens getragen, die Erde, die in ihm empfindend und heiter geworden ist; ohne sie ist die Erde für den Mann stumm und tot.« Sie setzt ihm weder das feindselige Schweigen der Natur noch die harte Forderung des wechselseitigen Sich-Ineinander-Erkennens entgegen; durch ein einzigartiges Privileg ist sie ein Bewußtsein, und dennoch scheint es möglich, sie in ihrem Körper sich zu eigen zu machen. Dank ihr gibt es ein Mittel, der

unerbittlichen Dialektik des Herrn und des Sklaven zu entgehen, die an der Wurzel jeder Wechselbeziehung zwischen Freiheiten liegt.

Wir haben gesehen, daß es nicht etwa ursprünglich freie Frauen gegeben hat, die die Männer sich erst unterworfen haben, und daß niemals die Trennung in Geschlechter eine Trennung in Kasten begründet hat. Es ist irrig, die Frau dem Sklaven gleichzusetzen; unter den Sklaven hat es immer auch Frauen gegeben, aber es haben auch immer freie Frauen existiert, das heißt solche, die mit religiöser und sozialer Würde bekleidet waren; sie nahmen die Souveränität des Mannes hin, und dieser fühlte sich nicht durch eine Revolte bedroht, die ihn seinerseits zum Objekt hätte machen können. Die Frau erschien so als das Unwesentliche, das niemals wieder zum Wesentlichen werden konnte, als das absolute Andere ohne Wechselseitigkeit. Alle Schöpfungsmythen drücken diese dem Manne so wichtige Überzeugung aus, unter anderem auch der in der Genesis enthaltene, der durch das Christentum in der westlichen Kultur noch heute fortbesteht. Eva ist nicht zu gleicher Zeit erschaffen worden wie der Mann; sie ist nicht aus einer anderen Substanz, aber auch nicht aus dem gleichen Lehm wie Adam gebildet worden: sie ist aus der Seite des ersten Mannes hervorgegangen. Sogar ihre Geburt war nicht ein autonomer Akt; Gott hat nicht spontan den Entschluß zu ihrer Erschaffung gefaßt um ihrer selbst willen und um seinerseits von ihr angebetet zu werden, sondern er hat sie für den Mann bestimmt; um Adam aus seiner Einsamkeit zu erretten, hat er sie ihm gegeben, der Gatte ist für sie zugleich Ursprung und Daseinszweck; sie ist seine nach dem Unwesentlichen hin modifizierte Ergänzung. So erscheint sie als eine Beute von ganz besonderer Art. Sie ist die zur Transparenz des Bewußtseins erhobene Natur und dabei ein von Natur gefügiges Bewußtsein. Das ist die wunderbare Hoffnung, die der Mann oft in die Frau gesetzt hat: er hofft, sich in ihr als Sein zu erfüllen, in dem er sie körperlich als ein Sein besitzt, und sich doch gleichzeitig in seiner Freiheit zu bejahen durch eine andere Freiheit, die ihm ergeben ist. Kein Mann würde selbst eine Frau sein wollen, aber alle wünschen, daß es Frauen gibt. »Wir müssen Gott danken, daß er die Frau geschaffen hat.« — »Die Natur ist gut, da sie ja den Männern die Frau gegeben hat.« In solchen und ähnlichen Phrasen bekräftigt der Mann wieder einmal in anmaßlicher Naivität, daß sein eigenes Dasein auf der Welt eine unumstößliche Tatsache und ein Recht darstellt, während das der Frau nur ein Zufall ist, freilich ein glücklicher. Während sie als das Andere erscheint, erscheint sie gleichzeitig als die Fülle des Seins im Gegensatz zu jener Existenz, deren Leere der Mann in sich selber spürt; das Andere, als Objekt in den Augen des Subjekts gesetzt, wird als An-sich-gesetzt, also als Sein. In der Frau verkörpert sich in positiver Form der Mangel, den der Existierende in seinem Herzen trägt und indem der Mann sich selber durch sie hindurch zu finden sucht, hofft er sich zu verwirklichen. [...]

»Ein Weib zu sein«, sagt Kierkegaard³, »ist etwas so Seltsames, so Gemischtes, so Zusammengesetztes, daß kein Prädikat es ausdrückt, und die vielen Prädikate, wenn man sie brauchte, einander so widersprechen, daß nur ein Weib es aushalten könnte.« Das kommt daher, daß sie nicht positiv, als Wesen für sich, betrachtet wird, sondern negativ, so wie sie dem Manne erscheint. Denn wenn es auch andere Formen des *Anderen* gibt als die Frau, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß sie immer als Anderes aufgefaßt worden ist. In dieser Idee des Anderen beruht auch die zwiespältige Sicht, in der sie erscheint, zwiespältig wie die Lage des Menschen selbst in seiner Beziehung zum Anderen. Wir haben schon gesehen, daß das Andere das Böse ist; da aber das Gute seiner bedarf, kehrt es sich selber zum Guten um; es ist für mich der Zugang zum All, aber auch das, was mich davon trennt; es ist das Tor zum Unendlichen und das Maß meiner Endlichkeit. Deswegen verkörpert sich in der Frau kein erstarrter Begriff; durch sie vollzieht sich unablässig der Übergang von der Hoffnung zur Niederlage, von der Liebe zum Haß und vom Guten zum Bösen. Unter welchem Aspekt man sie auch betrachtet, immer wird man zunächst über diesen Widerspruch betroffen sein.

Der Mann sucht in der Frau das Andere gleichzeitig als Natur und als Seinesgleichen. Aber man weiß ja, welche gemischten Gefühle die Natur dem Menschen einflößt. Er nutzt sie, doch sie vernichtet ihn, er entsteht aus ihr und geht an ihr zugrunde; sie ist der Quell seines Seins und das Reich, das er seinem Willen unterwirft; sie ist ein Wust von Materie, in der die Seele gefangen ist, und gleichzeitig höchste Wirklichkeit; sie ist zufällige Erscheinungsform und Idee, Begrenztheit und Totalität; sie ist der Gegensatz zum Geist und er selbst. Abwechselnd Verbündete und Feindin, erscheint sie als das düsterwogende Chaos, aus dem das Leben sich erhebt, als dieses Leben selbst und als das Jenseits, nach dem es immer verlangt: die Frau als Mutter, als Gattin und als Idee ist ein verkleinertes Abbild der Natur; bald vermischen sich diese Gestalten, bald stehen sie einander entgegen, und jede hat ein doppeltes Gesicht. [...]

Daher kommt es, daß die Frau ein doppeltes und trügerisches Antlitz hat: sie ist alles, wonach der Mann verlangt und alles, was er nicht erreicht. Sie ist die weise Mittlerin zwischen der wohlgesinnten Natur und dem Menschen, aber auch die Lockung der unbezähmten Natur, die alle Weisheit in Frage stellt. In einer Stufenleiter vom Guten zum Bösen hin verkörpert sie in ihrer Person alle moralischen Werte und ihr Gegenspiel. Sie ist Stoff des Handelns und behindert es zugleich, die Macht des Mannes über die Welt und sein Scheitern an ihr; in dieser Rolle ist sie für ihn der Quell allen Nachdenkens über seine Existenz und jeder Gestalt, die er ihr gibt; andererseits legt sie es darauf an, ihn von sich selber wegzuwenden, ihn in den Untergang, in Schweigen und Tod zu treiben.

Wo sie Dienerin und Gefährtin ist, erwartet er von ihr, daß sie auch noch Kritik und Publikum für ihn sei, daß sie ihn bestätige in seinem ganzen Wesen; sie aber stellt sein Dasein in Frage durch ihre Gleichgültigkeit, ja durch Lachen und Spott. Er legt in sie, was er fürchtet und wünscht, was er liebt und haßt. Und wenn es so schwierig ist, etwas über sie zu sagen, so deswegen, weil der Mann sich ganz in ihr zu finden sehnt, und weil sie Alles ist. Nur ist sie eben Alles auf der Ebene des Unwesentlichen; sie ist alles *Anderere*. Als Anderes aber ist sie auch ein Anderes als sie selbst, anders als das, was von ihr erwartet wird. Obwohl sie alles ist, ist sie niemals gerade *das*, was sie sein sollte. Sie ist ewige Enttäuschung, Enttäuschung der Existenz, die niemals sich selbst zu erreichen, noch mit der Gesamtheit der Existierenden sich zu versöhnen vermag. [...]

ZWEITES BUCH • GELEBTE ERFAHRUNG

Erster Teil • Formierung

I Kindheit

Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es. Kein biologisches, psychisches, wirtschaftliches Schicksal bestimmt die Gestalt, die das weibliche Menschenwesen im Schoß der Gesellschaft annimmt. Die Gesamtheit der Zivilisation gestaltet dieses Zwischenprodukt zwischen dem Mann und dem Kastraten, das man als Weib bezeichnet. Nur die Vermittlung eines Andern vermag ein Individuum als ein *Anderes* hinzustellen. Insofern es für sich existiert, vermag das Kind sich als sexuell undifferenziert aufzufassen. Bei Mädchen und Knaben ist der Körper zunächst die Ausstrahlung einer Ichheit, das Werkzeug, das die Erfassung der Welt vollzieht. Mittels der Augen, der Hände und nicht mittels der Geschlechtsteile begreifen sie das Universum. Das Geschehnis der Geburt, der Entwöhnung verläuft für die Säuglinge beiderlei Geschlechts auf dieselbe Weise. Sie haben dieselben Interessen und dieselben Freuden. Das Saugen ist zunächst die Quelle ihrer angenehmsten Empfindungen. Dann machen sie eine anale Phase durch, in der sie ihre größte Befriedigung aus den exkretorischen Funktionen ziehen, die ihnen gemeinsam sind. Ihre Genitalentwicklung verläuft analog. Sie erkunden ihren Körper mit derselben Neugier und Gleichgültigkeit. An der Klitoris und am Penis haben sie ein gleiches unbestimmtes Vergnügen. In dem Maße, als ihr Empfindungsvermögen sich objektiviert, wendet es sich der Mutter zu. Das zarte, glatte, elastische Fleisch der Frau erregt sexuelle Wünsche, und zwar solche des Greifens. In aggressiver Weise küßt, betastet, streichelt das Mädchen wie der Knabe die Mutter. Sie sind gleich eifersüchtig, wenn ein neues Kind geboren wird. Sie bekunden ihre Eifersucht durch das gleiche Betragen: Zorn,

Schmollen, Harnstörungen. Sie nehmen zur gleichen Koketterie ihre Zuflucht, um die Liebe Erwachsener zu gewinnen. Bis zum zwölften Jahr ist das Mädchen ebenso kräftig wie seine Brüder, es zeigt dieselben intellektuellen Fähigkeiten. Es gibt kein Gebiet, auf dem ihm ein Wettbewerb mit ihnen untersagt wäre. Wenn es uns lange vor seiner Pubertät und manchmal sogar von seiner frühesten Kindheit an geschlechtlich differenziert vorkommt, so liegt es nicht daran, daß geheimnisvolle Instinkte es unmittelbar zur Passivität, zur Koketterie, zur Mutterschaft bestimmen. Fremde Einflüsse greifen beinahe von vornherein in das Leben des Kindes ein, und bereits von seinen ersten Jahren an wird ihm seine Bestimmung aufoktroiert.

Zunächst ist dem Neugeborenen die Welt nur in Gestalt immanenter Empfindungen gegenwärtig. Es ist noch in den Schoß des Alls eingebettet wie zu der Zeit, da es noch im dunkeln Schoß eines Leibes wohnte. Mag es an der Brust oder mit der Flasche aufgezogen werden, die Wärme des mütterlichen Körpers hüllt es ein. Nach und nach lernt es, die Gegenstände als etwas von ihm Unterschiedliches wahrzunehmen: Es sondert sich von ihnen. Gleichzeitig wird es mehr oder weniger brutal vom nahrungspendenden Körper losgelöst. Manchmal reagiert es auf diese Trennung mit einer heftigen Krise. Judith Gautier erzählt in ihren Erinnerungen, daß sie so erbärmlich weinte und abnahm, als man sie ihrer Amme weggenommen hatte, daß sie von neuem zu ihr gebracht werden mußte. Sie wurde erst viel später entwöhnt. Jedenfalls beginnt das Neugeborene etwa zu dem Zeitpunkt, wo diese Trennung sich vollzieht – ungefähr halbjährig –, im Gebärdenspiel, das in der Folgezeit zu wahren Schauspielungen wird, den Wunsch auszudrücken, andere zu verführen. Gewiß ist diese Haltung nicht durch eine überlegte Wahl bestimmt. Aber man braucht eine Situation nicht durchzudenken, um sie *existierend* zu erleben. Ganz unmittelbar erlebt der Säugling das ursprüngliche Drama jedes Existierenden, d. h. das Drama seiner Beziehung zum Andern. In der Angst empfindet der Mensch seine Verlassenheit. Indem er seiner Freiheit, seiner Subjektivität entflieht, möchte er sich im Schoß des Alls verlieren. Das ist der Ursprung seiner kosmischen und pantheistischen Träume, seines Wunsches nach Vergessen, Schlaf, Ekstase und Tod. Er kommt nie so weit, sein getrenntes Ich aus der Welt zu schaffen. So wünscht er wenigstens, die Festigkeit des Ansichseins zu erreichen, zum Ding zu erstarren. Insbesondere, wenn er durch den Blick des Andern gebannt wird, kommt er sich wesenhaft vor. Im Hinblick hierauf muß man das Gebaren des Kindes deuten: In einer körperlichen Gestalt entdeckt es die Begrenztheit, die Einsamkeit, die Verlassenheit in einer fremden Welt. Es versucht dieser Katastrophe dadurch zu begegnen, daß es seine Existenz in einem Bild entfremdet, das der Andere in seiner Wirklichkeit und seinem Wert bestimmen wird. Anscheinend von dem Augenblick an, wo es im Spiegel sein Abbild erfaßt – einem Zeitpunkt, der mit dem der Entwöhnung zusammenfällt

–, beginnt es, seiner Identität inne zu werden⁴: Sein Ich fällt mit diesem Abbild so genau zusammen, daß es nur durch Entfremdung Gestalt gewinnt. Mag der eigentliche Spiegel eine mehr oder weniger wichtige Rolle spielen, sicher ist jedenfalls, daß das Kind etwa mit sechs Monaten das Gebärdenspiel seiner Eltern zu verstehen und sich unter ihrem Blick als ein Objekt zu erfassen beginnt. Es ist schon ein autonomes Subjekt, das nach der Welt hin transzendiert: Aber nur unter einer entfremdeten Gestalt begegnet es sich selbst.

Wenn das Kind größer wird, kämpft es auf zweierlei Weise gegen seine ursprüngliche Verlassenheit. Es versucht, die Trennung zu leugnen: Es verkriecht sich in die Arme seiner Mutter, es sucht ihre lebendige Wärme, verlangt nach ihren Liebkosungen. Und es versucht, sich im Urteil des Andern zu rechtfertigen. Die Erwachsenen erscheinen ihm als Götter: Sie haben die Macht, ihm das Sein zuzuerkennen. Es empfindet die Magie des Blickes, der es bald in einen entzückenden kleinen Engel, bald in ein Scheusal verwandelt. Diese beiden Arten der Verteidigung schließen sich nicht aus: Im Gegenteil, sie ergänzen und durchdringen sich. Wenn die Verführung gelingt, findet sich das Gefühl der Rechtfertigung in den empfangenen Küssen und Liebkosungen körperlich bestätigt. Das Kind empfindet im Schoß der Mutter wie unter ihrem freundlichen Blick dieselbe glückliche Passivität. Während der ersten drei, vier Jahre besteht kein Unterschied zwischen dem Benehmen von Mädchen und Knaben. Sie versuchen alle, den glücklichen Zustand vor ihrer Entwöhnung weiter andauern zu lassen: Bei diesen wie bei jenen findet man das gleiche verführerische und schauspielerische Gebaren. Die Knaben möchten ebenso wie ihre Schwestern gefallen, Lächeln erregen und sich bewundern lassen.

Es befriedigt mehr, die Trennung zu leugnen, als sie zu überwinden, es ist grundsätzlich etwas anderes, sich im Schoß des Alls zu verlieren, als durch das Bewußtsein des Andern konkret zu werden. Die körperliche Verschmelzung schafft eine viel tiefere Entfremdung als jede Selbstaufgabe unter dem Blick des Andern. Die Verführung, das Schauspielern bedeuten ein komplizierteres, weniger leichtes Stadium als die einfache Hingabe in den Armen der Mutter. Die Magie des Erwachsenenblicks ist launenhaft. Das Kind tut, als ob es verschwunden wäre, seine Eltern gehen auf das Spiel ein, sie suchen es tastend, sie lachen, und dann erklären sie plötzlich: »Du langweilst uns, du bist gar nicht verschwunden.« Ein Satz des Kindes hat Spaß gemacht, es wiederholt ihn: Diesmal wird mit der Achsel gezuckt. In einer so unsicheren, so unvorhersehbaren Welt wie dem Universum Kafkas strauzelt man bei jedem Schritt⁵. Deshalb haben so viele Kinder Angst vor dem Großwerden. Sie zweifeln, wenn ihre Eltern sie nicht mehr auf ihre Knie, nicht mehr mit in ihr Bett nehmen. Im Entziehen des Körpers empfinden sie immer grausamer die Verlassenheit, welcher sich das Menschenwesen immer nur angstvoll bewußt wird.

Hier nun erscheinen die kleinen Mädchen zunächst bevorzugt. Eine zweite, weniger brutale, langsamere Entwöhnung als die erste entzieht den Körper der Mutter den Umarmungen des Kindes. Vor allem aber werden dem Jungen nach und nach Küsse und Liebkosungen verweigert. Das kleine Mädchen streichelt man weiter, es darf weiterhin am Schürzenzipfel der Mutter hängen, der Vater nimmt es auf seine Knie und streicht ihm übers Haar; man zieht ihm duftige Kleidchen an, sieht ihm seine Tränen und Launen nach, macht ihm sorgfältig das Haar, amüsiert sich über sein Mienenspiel und seine Koketterien. Körperliche Berührungen und beifällige Blicke schützen es gegen die Angst vor dem Alleinsein. Dem kleinen Jungen dagegen wird nunmehr sogar das Kokettieren verboten. Seine Bestrickungsmanöver, seine Komödien erregen Ärger. »Ein Junge will nicht geküßt sein... Ein Junge sieht nicht in den Spiegel... Ein Junge weint nicht!« heißt es dann. Er soll ein »kleiner Mann« sein. Indem er sich von den Erwachsenen frei macht, findet er nun ihren Beifall. Er gefällt, wenn er nicht zu gefallen sucht.

Erschreckt über die harte Unabhängigkeit, zu der sie verurteilt werden, möchten dann viele Jungen lieber Mädchen sein. Als sie zunächst noch wie Mädchen gekleidet waren, vertauschten sie oft unter Tränen den Rock mit der Hose, sahen sie ihre Locken fallen. Manche werden ausgesprochen feminin, eine der Arten, sich nach der Homosexualität hin zu orientieren. »Ich wollte leidenschaftlich gern ein Mädchen sein, und in meiner Ahnungslosigkeit von der Bedeutung des Mannseins ging ich so weit, daß ich im Sitzen pissen wollte«, erzählt Maurice Sachs⁶. Wenn indessen der Junge zunächst weniger begünstigt erscheint als seine Schwestern, rührt dies daher, daß man Größeres mit ihm vorhat. Die Anforderungen, denen man ihn unterwirft, steigern unmittelbar seinen Wert. In seinen Erinnerungen erzählt Maurras, daß er auf einen jüngeren Bruder eifersüchtig war, den seine Mutter und seine Großmutter verhätschelten. Da nahm ihn sein Vater bei der Hand und führte ihn aus dem Zimmer: »Wir sind Männer; lassen wir die Frauen!« sagte er. – Man redet dem Knaben ein, daß von Jungen wegen ihrer Überlegenheit mehr verlangt wird. Um ihn auf dem schwierigen Weg zu ermutigen, der ihm bevorsteht, macht man ihn künstlich stolz auf seine Männlichkeit. Dieser abstrakte Begriff nimmt für ihn eine ganz konkrete Gestalt an: Er verkörpert sich im Penis. Nicht von sich aus fühlt er sich stolz auf seinen kleinen gleichgültigen Geschlechtsteil. Aber er wird es durch die Haltung seiner Umgebung. Mütter und Ammen setzen die Tradition fort, die den Phallus mit der Idee der Männlichkeit identifiziert. Mögen sie das männliche Prestige dankbar anhänglich oder unterwürfig vorfinden oder mag für sie eine Revanche darin liegen, ihm bei dem Säugling in einer erniedrigten Form zu begegnen, sie behandeln jedenfalls den kindlichen Penis mit besonderem Wohlgefallen. [...]

Das Schicksal des kleinen Mädchens ist davon gänzlich verschieden. Mütter und Ammen haben für seine Geschlechtsteile weder Ehrerbietung noch Zärtlichkeit. Sie lenken seine Aufmerksamkeit nicht auf dieses verborgene Organ, von dem man nur die Einfassung sieht und das sich nicht in die Hand nehmen läßt. Es hat gewissermaßen überhaupt keinen Geschlechtsteil. Es empfindet dieses Fehlen nicht als einen Mangel; sein Körper ist ihm offenbar eine Ganzheit; aber es findet sich in der Welt in einer anderen Situation als der Junge; und eine Gesamtheit von Faktoren kann in seinen Augen diesen Unterschied in eine Unterlegenheit verwandeln. [...]

Schlussfolgerungen

[...] Die Frau ist nicht das Opfer eines geheimnisvollen, unabwendbaren Schicksals. Die Besonderheiten, die ihr eigentümlich sind, werden durch die Sinngebung bedeutungsvoll, die ihr anhaftet. Sie lassen sich überwinden, sowie man sie unter neuen Gesichtspunkten erfaßt. So haben wir gesehen, daß die Frau in ihrer erotischen Erfahrung die Herrschaft des Mannes erleidet – oft auch verabscheut: Man darf nicht daraus schließen, daß ihre Ovarien sie zu einem ewigen Leben auf den Knien verurteilen. Die männliche Aggressivität erscheint nur als ein lehnherrliches Privileg inmitten eines Systems, das in seiner Gesamtheit darauf abzielt, die männliche Überlegenheit zu sichern. Und die Frau empfindet sich im Liebesakt nur so tief passiv, weil sie sich in ihrem Denken für passiv hält. Wenn viele moderne Frauen auch ihre Menschenwürde beanspruchen, fassen sie ihr erotisches Leben doch noch von einer Sklavinnentradition her auf: Es erscheint ihnen daher erniedrigend, unter dem Mann zu liegen, von ihm perforiert zu werden, und so verkrampfen sie sich in der Frigidität. Wenn die Wirklichkeit jedoch anders wäre, würde der Sinn, den die Liebesgebärden und -stellungen symbolisch ausdrücken, es auch sein: Eine Frau, die ihren Liebhaber bezahlt, beherrscht, kann zum Beispiel stolz auf ihr Nichtstun sein und meinen, sie knechte den Mann, der sich aktiv verausgabte. Und es gibt bereits jetzt eine Menge von sexuell ausgeglichenen Paaren, bei denen die Begriffe von Sieg und Niederlage der Vorstellung von einem Ausgleich gewichen sind. In Wirklichkeit ist der Mann wie die Frau ein Körper, somit eine Passivität, ein Spielzeug seiner Hormone und der Gattung, eine unruhige Beute seines Begierens. Und sie ist wie er inmitten des leiblichen Fiebers Einwilligung, freiwilliges Geschenk, Aktivität. Sie erleben, jedes auf seine Weise, die seltsame Zwiespältigkeit der zum Leib gewordenen Existenz. In jenen Kämpfen, in denen sie glaubten, einander die Stirne zu bieten, kämpft jedes gegen sich selbst, verlegt es in seinen Partner den Teil seiner selbst, den es verschmäht. Statt die Zwiespältigkeit seiner Lage zu erleben, bemüht sich jedes, auf das andere seine Niedrigkeit abzuladen und sich selbst seine Ehre vorzubehalten. Wenn jedoch

alle beide sie in hellsichtiger Bescheidenheit, dem Korrelat eines authentischen Stolzes, auf sich nähmen, würden sie sich als ihresgleichen erkennen und das erotische Drama in Freundschaft erleben. Die Tatsache des Menschseins ist unendlich viel wichtiger als alle Besonderheiten, die Menschenwesen auszeichnen. Niemals kann das Gegebene eine Überlegenheit verschaffen: Die *Virtus* nach der Bezeichnung der Antike bestimmt sich nach der Höhe dessen, *was von uns abhängt*. In beiden Geschlechtern spielt sich dasselbe Drama von Körper und Geist, von Endlichkeit und Transzendenz ab. An beiden nagt die Zeit, beiden lauert der Tod auf, sie sind beide gleich aufeinander angewiesen. Und ihre Freiheit kann zu gleichem Ruhm führen. Wenn sie sie zu kosten verständen, fühlten sie sich nicht mehr versucht, sich um trügerische Vorrechte zu streiten. Und dann könnte die Brüderlichkeit zwischen ihnen entstehen. [...]

ANMERKUNGEN

- 1 | Vgl. Claude Lévi-Strauss: *Les Structures élémentaires de la Parenté*. Ich danke C. Lévi-Strauss für die Überlassung der Korrekturbogen seiner These, die ich u. a. weitgehend im 2. Teil berücksichtigt habe.
- 2 | Michel Carrouges (Les Pouvoirs de la femme, *Cahiers du Sud*, Nr. 292).
- 3 | *Stadien auf dem Lebenswege*. Hier zitiert nach der Übersetzung von A. Bärthold, Dresden-A., 1909, 2. Aufl. (S. 60).
- 4 | Eine solche Theorie wird von Dr. Lacan in den *Complexes familiaux dans la Formation de l'Individu* vorgeschlagen. Diese äußerst bedeutungsvolle Tatsache würde erklären, daß das Ich im Laufe seiner Entwicklung »die zweideutige Gestalt des Schauspiels beibehält«.
- 5 | [...]
- 6 | *Le Sabbat*. [Weitere Angaben fehlen.]

Simone de Beauvoir (1908–1986), französische Philosophin, Studium an der Sorbonne 1926–1929, Autorin und Mitherausgeberin der Zeitschrift *Les temps modernes*. Sie war eine Vertreterin des Existenzialismus und eine der Begründerinnen der modernen feministischen Theorie; außerdem engagierte sie sich politisch während des Algerien- und des Vietnamkrieges. Wichtige Publikationen: *Sie kam und blieb* (*L'Invitée*, 1943), *Das Blut der anderen* (*Le sang des autres*, 1945), *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause* (*Mémoires d'une jeune fille rangée*, 1958)

→ WEITERFÜHRENDE LITERATUR

- Bung, Stephanie/Weiershausen, Romana (Hg.): *Simone de Beauvoir. Schreiben zwischen Theorie und Erzählung*, Göttingen 2010.
- Gleichauf, Ingeborg: *Sein wie keine andere. Simone de Beauvoir – Schriftstellerin und Philosophin*, München 2008 (2. Auflage).
- Marks, Elaine (Hg.): *Critical Essays on Simone de Beauvoir*, Boston 1987.
- Moi, Toril: *Simone de Beauvoir. The Making of an Intellectual Woman*, Oxford 2009.
- Pelz, Monika: *Simone de Beauvoir. Leben, Werk, Wirkung*, Frankfurt a.M. 2007.
- Pilardi, Jo-Ann: *Simone de Beauvoir Writing the Self. Philosophy Becomes Autobiography*, Westport 1999.
- Reichert, Christine: *Simone de Beauvoir und die befreite Frau*, Freiburg i.Br. 2001.
- Rinnert, Andrea: *Körper, Weiblichkeit, Autorschaft. Eine Inspektion feministischer Literaturtheorien*, Königstein Ts. 2001.
- Tidd, Ursula: *Simone de Beauvoir*, London/New York 2004.
- Wagner, Cornelia: *Simone de Beauvoirs Weg zum Feminismus. Zur Wandlung und narrativen Umsetzung ihres Emanzipationskonzepts*, Rheinfelden 1985.
- Whitmarsh, Anne: *Simone de Beauvoir and the Limits of Commitment*, Cambridge 1981.